

Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

lich die Lehrer der High Schools interessiert, wird zu gleicher Zeit mit einem anderen, der besonders die Elementarlehrer angeht, gehalten werden.

Herr Schmidhofer berichtete, dass auch in Chicago selbst die Vorarbeiten für die Tagung gedeihlich vorwärts schreiten. Sowohl die Räume der Chicagoer Universität wie das geschmackvolle Haus des Germania Club werden dem Bunde zur Verfügung stehen. Unterkommen bietet vor allem das „Hotel La Salle" für $1.50 (Zimmer ohne Bad) und $2.00 (mit Bad). Schon in der nächsten Nummer werden wir darüber mehr berichten.

Die Tagung selbst soll am Abend des 30. Juni 1914 mit einer öffentlichen Sitzung beginnen. Der unterzeichnete Präsident wird bei dieser Veranlassung über das Thema „Der Lehrer des Deutschen und das Deutschamerikanertum mit ihren gegenseitigen Verpflichtungen" sprechen. Die unterhaltenden Nummern des Programms werden später bekannt gemacht; wir haben indessen die Mitglieder schon jetzt an die Sache erinnert, weil wir glauben, dass ein Unternehmen um so grösseren Erfolg bringt, je längere Zeit gewährt wird, sich mit der Idee der Beteiligung zu befreunden, sich mit den zur Besprechung kommenden Vorträgen in den Vereinen zu beschäftigen und in weiteren Kreisen Propaganda zu machen.

Nationaler Deutschamerikanischer Lehrerbund:
Leo Stern, Präs. *G. J. Lenz,* Sekr.

Unser deutscher Hort.

Ein Mahnwort zum Neuen Jahre.

Von **Professor Clara L. Nicolay, Ph. D.,** Queen's College, Charlotte, N. C.

Blicken wir zurück um hundert Jahre, als das Jahr 14 im neuen Jahrhundert anbrach, so sehen wir die Sonne der neuen Aera einer blutigen Morgenröte entsteigen. — Eine Zeit wunderbarer Begeisterung war dahingerollt über die deutschen Gauen, und gleich einer mächtigen Meereswoge hatte sie weggeschwemmt, was klein und gemein gewesen. Götter kamen in goldnen Barken und brachten reiche Ladung: Vaterlandsliebe, heiligen Zorn, Opferwilligkeit auch des liebsten und letzten! Die grosse Tat war getan, die grosse Schlacht war geschlagen! Trauer herrschte an vielen verwaisten Herden, von denen Gatte, Vater, Sohn und Bruder hinausgezogen war, um das Joch des fränkischen Tyrannen brechen zu hel-

fen. — Armut und Dürftigkeit walteten nun mit kärglicher Hand, wo sonst frohe Fülle an gastfreier Tafel gesessen. Willig hatte ein jeglicher geopfert, was er besass, hatte „Gold für Eisen“ gegeben. Gleich dem eisernen Trauring, den das Vaterland seinen Töchtern für ihre schimmernden Goldreifen gegeben hatte, umspannte ein eiserner Ring Städte, Häuser und Herzen. — Die eine grosse Schlacht hatte das Schicksal Europas noch nicht entschieden; die fast abergläubische Furcht, welche Napoleon einflösste, lieh ihm, dem nun an den Felsen gefesselten Titanen, eine übermenschliche Gewalt; ein jeder wusste, viel Schweres würde noch kommen in naher Zukunft, viel Blut musste noch fliessen, harte Opfer mussten noch gebracht werden.

Und die bange Zukunft ward zu wilder, kämpfender Gegenwart, sank dann ins Meer der Vergangenheit. — Ihre grossen Züge stehen auf den ehernen Tafeln der Geschichte; aber des einzelnen Sorge und Not, Hoffen und Bangen ward dahingespült, nur hier und da gerettet durch mündliche oder schriftliche Überlieferung; die Sage kommt und füllt schmeichlerisch manche Lücken. Es ist gut, wenn wir manchmal ihr Rankengewebe beiseite schieben und die rauhen Umrisse des Riesenbaues betrachten, der auf den Leichen der besten unsrer Väter aufgetürmt ist. Wir hören nicht nur die Triumphlieder und Siegesfanfaren, sondern auch das Weinen der Witwen und Waisen, die Klagen der Krüppel, das Murren der Verarmten, ja, die Zornesausbrüche eines Volkes, das sein Alles dahingegeben hatte, dessen Knaben in einer Nacht zu Männern, dessen Männer zu Helden gereift waren! Noch nicht zehn Jahre waren verflossen, und die Fürsten, um welche das Volk sich mannhaft geschart hatte im Augenblicke der höchsten Not, begannen auf ihren Thronen zu zittern, dass dasselbe Volk, dem sie ihre Herrscherwürde neu verdankten, nun auch einen Funken Freiheit heischen möchte. Und es gab wohl übereifrige Frager! Der Enthusiasmus, welcher im Heiligen Kriege aufgelodert war *durch* ganz Deutschland, brach wieder in helle Flammen aus *für* ein einiges Deutschland. — Aber ach! Männerstolz hatte noch keinen Platz vor Königsthronen, und die Kerker füllten sich mit der besten Jugendkraft — den edelsten Geistern des Volkes! — Mit den Fackeln des Wartburgfestes verlöschten die geistigen Leuchten des Landes auf lange Zeit. — Manch hochstrebender Geist ward auch eingefangen, an ein Ämtchen gefesselt, und ein biedrer Philister grossgezogen, der dauernd das Haupt schüttelte ob der eignen früheren Vermessenheit, kritiklos den Befehlen hoher Obrigkeit nachkam und gefährlichen Neuerern nach Kräften das Handwerk legte.

Ja, die gefährlichen Neuerer!

Fast ein halbes Jahrhundert war verflossen, seit der grösste deutsche Prophet seinen Mitbürgern eine, ach, erträumte Epoche geschildert hatte, in der der Mensch schön dastand

„frei durch Vernunft, stark durch Gesetze".

Von der Freiheit durch Vernunft aber wollten die Herren am grünen Tisch nichts hören! Gesetze, ja! Verfügungen, Verordnungen, Erlasse, die aus jedem Dorfpolizisten einen Duodeztyrannen machten! Aber das freie Wort, die freie Presse, Lehrfreiheit vom Katheder bis zur Volksschule — das war der Schrecken des Schreckens!

Man sah schon am Horizont die Brandfackel des Bürgerkrieges, und manch wackerer Spiessbürger ward noch weisser als seine Schlafmütze, und überlegte ernstlich, ob es nicht besser sei, das bisschen aus der Franzosenzeit gerettete Silber im Keller zu vergraben? Die guten Berliner zitterten, es möchte auf dem Neuen Markte, da wo in guter alter Zeit der Galgen gestanden, eine Guillotine errichtet werden! Selbst die besten Kreise, die „schönen Geister und schönen Seelen", klammerten sich ängstlich an künstliche Ideale, knieten vor selbsterrichteten Schreinen. — Die Kritiken des Hoftheaters, lang ausgesponnene, etwas schlüpfrige Romane, eine feine, vergeistigte, sehnsuchtsvolle, doch äusserst gehaltene Lyrik, das sind die Zeichen dieser Zeit,

„die so drückend und so peinlich
alles Leben eingeschneit" —

Von Paris, wohin man ihn — recht unnützerweise — verbannt hatte, sandte Heinrich Heine, der „ungezogene Liebling der Grazien", seine halb leidenschaftlichen, halb ironischen Klagelaute; und Eduard Gans, der von Seiner Exzellenz dem Kultusminister von Savigny vom Juden- zum Christentum bekehrte Hegelianer, — dies unter Anwendung „gelinder Pression" — las in Berliner Geheimratskreisen mit sonorer Stimme:

„Sie hatten das Brot mir vergiftet
und Gift mir gegossen ins Glas—"

Es gab manch einen, der dasselbe sagen konnte, und mit besserem Recht! — Dessen hartes Brot ihm noch dazu im Kerker gereicht ward, weil er wider die hohe Obrigkeit gesprochen oder geschrieben hatte.—

Wie die Zensur und Polizeiaufsicht für alle Betätigungen des bürgerlichen, so herrschte der schönste Gamaschendienst im militärischen Leben. Aus jener „vormärzlichen" Epoche datieren die kläglichen Gestalten des im Dienste einer kleinen Garnison ergrauten, bei jedem Avancement übergangenen Leutnants, der Geheimräte vierter und fünfter Klasse, die von ihrem bettelhaften Gehalt „repräsentieren" mussten; der armen, alten, vergrämten, versauerten Fräulein, denen nichts geblieben war, als ihr Standesbewusstsein, weil man dies nicht hatte auch zu Gelde machen kön-

nen, um den Herren Brüdern beim Regiment oder am Kammergericht ihre Karriere zu erleichtern!

Dann kam mit einem Male der Märzwind und fegte wie mit eisernem Besen über das Land. Viel ward durcheinander gewirbelt; nicht nur Altes und Vermorschtes, nein auch manches Gute und Ehrwürdige ward auf den Kehrichthaufen geworfen.

Die neue Zeit war gekommen; die aber, welche sie eingeleitet hatten, deren Schweiss und Blut für sie vergossen, mussten fliehen bei Nacht und Nebel, weit übers Meer, zur neuen Heimat, und solcher, die nicht flohen, wartete schwere Kerkerhaft, ja das Beil des Henkers, und doch waren unter ihnen die besten der Nation.

Die neue Heimat jenseits des Meeres! Wohl konnte man sich freuen, als die Ankömmlinge in langem Zuge eintrafen, denn es war nicht leichtes, wanderndes Volk, das heute hier, morgen da seine Zelte aufschlägt, es waren brave, fleissige, ehrenfeste Bürger, es waren tiefe Denker, es waren vor allem treue Patrioten, die mit schwerem Herzen und leichter Habe dem Vaterlande den Rücken kehren mussten. Es war viel edles Metall, das der grosse Schmelztiegel aufnahm, und das sich auch bald willig den neuen Formen anpasste — in manchen Stücken vielleicht *zu* willig.

Grössere Zwecke, weitere Ausblicke boten sich den neuen Ansiedlern; viele errangen Reichtum, Ehre, Erfolg, wie er im alten Lande, selbst unter günstigeren Verhältnissen kaum zu erträumen gewesen wäre. Manche gingen auch zu Grunde, oder fristeten ein mühseliges Leben; so viel war jedoch sicher, das Stigma war von der Arbeit genommen, und wer nicht mit der Feder sein Brot verdienen konnte, dem blieben immer noch Haue und Spaten. Natürlich kamen manche abenteuerliche Nachrichten ins alte Vaterland; wer Erfolg gehabt, der liess nicht lange auf Neuigkeiten warten; wer dagegen untergesunken war, liess sich leicht vergessen. So entstanden denn die Sagen, dass Amerika das Land war, wo das Geld auf der Strasse läge, wo „die Bauern in den Kutschen fahren“, und als die Nachrichten von den kalifornischen Goldfunden nach Deutschland kamen, da entstand eine wahre Völkerwanderung, und jung und alt, vornehm und gering, war vom Goldfieber ergriffen, verkaufte, was er hatte, liess Pflug und Gespann, Werkstatt und Schreibstube im Stich, warf Schwert, Pinsel oder Ellenmass weg, und drängte sich ins neue Land, ins Goldland.—Was fruchtet es nun, all der Trauerspiele zu gedenken, all der vernichteten Hoffnungen, all der gebrochenen Herzen, die das Goldfieber verschuldet hatte! Und doch, wie alle grossen sozialen Erscheinungen, hatte es seine wichtige bedeutungsvolle Seite: es brachte eine völlig unblutige, natürliche, nur durch die Macht der Umstände geschaffene gesellschaftliche Revolution zustande. Wie die römischen Legionäre sich in die Latifundien vertriebener Ritter teilten, wie die aus den Reihen der Gemeinen

avanzierten Marschälle Napoleons in die sequestrierten Besitztümer verjagter Aristokraten einzogen und eine neue Aristokratie gründeten, so kamen jetzt die Stammväter mancher unserer heutigen Magnatenfamilien der neuen Welt in ihren Besitz, und gründeten die neue Aristokratie auf dem Boden der Arbeit.

Als die Hoffnung auf Gold sich trügerisch erwies, mussten sich die enttäuschten Abenteurer notgedrungen nach neuen Erwerbsquellen umtun, und der Reichtum des Landes bot solche tausendfach, wenn auch nicht in gelbem Metall, nicht mit einem Schlage dar. — Da war die wilde Rebe das Mittel—, die ungeheuren Weizenfelder des ferneren Westens, da waren Holz, Kohlen, ungeahnte Reichtümer in Mineralien — endlose Schätze für den, der sie zu heben vermochte. Und wer konnte dies? Nicht der Offizier, nicht der Student oder der Kaufmann, nein, der an harte Arbeit, an hartes Leben gewohnte Bauer. Die Stände wurden durcheinandergeworfen, die Standesbegriffe waren verwirrt. Der Knecht wurde zum Herrn, denn er konnte sich den Boden nutzbar machen, der Sohn einer verfeinerten Kultur musste entweder zu ursprünglichen Verhältnissen zurückkehren und, sofern er Kraft und Geschick besass, in harter körperlicher Arbeit den Kampf ums Dasein aufnehmen, auf gleichem Boden, mit gleichen Möglichkeiten als der frühere Knecht oder Kleinbauer; oder er musste in Handel und Industrie auf der untersten Staffel anfangen. — Was er auch tat, er hatte sich aller Vorrechte und Vorteile der Geburt, meistens auch der Erziehung zu begeben.

Was für ein Gemisch nun, diese Deutschen im Anfange der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts! Da waren die Patrioten, Männer von hoher, geistiger Bedeutung, die auch, wo sie zu harter körperlicher Arbeit gezwungen waren, diese „bewusst und gross“ taten, und die wie Cincinnatus in jedem Augenblick den Pflug bei Seite legen und die Diktatur übernehmen konnten; dann die reich gewordenen Armen und die verarmten Reichen, oder vielmehr diejenigen, denen Luxus und Verfeinerung eine fremde, ungewohnte Umgebung ist, und die andern, denen sie das natürliche Lebenselement waren, und die in ärmliche und gemeine Verhältnisse zurückgezwungen sind.

Dies ist nicht nur eine persönliche, es ist eine Kulturfrage.

Es ist natürlich, dass mit den Eingewanderten eine grosse Summe deutscher Bildung, deutschen Wissens und Könnens ins Land gekommen ist. Wer nun waren die Träger? Nicht diejenigen, die am erfolgreichsten im Kampf um die Existenz waren, sondern gerade die, welche entweder untergingen oder hart am Untergange vorbeigingen.

Würde der Deutsche nun deutsch bleiben oder würde der Schmelztiegel, wo alles zusammengeworfen wird, Gold und Zinn, Metall und Schlacke, ihn gänzlich umgestalten, ihm Sprache, Sitte, Eigenart rauben?

Wer von den untersten Staffeln der gesellschaftlichen Leiter heraufgestiegen, durch eigne Kraft, und unter Verhältnissen, die in der alten Heimat unmöglich gewesen wären, wer noch dazu wenig sprachliche und kulturelle Traditionen besitzt, wird kaum dem Einfluss neuer Verhältnisse widerstehen; wenn er erst die Schwierigkeit der neuen Sprache überwunden hat, und sich selbst mit geheimer Ver- und Bewunderung als einen englisch Sprechenden entdeckt, dann wird er kaum noch das von der Aussenwelt unverstandene, ihm selbst unschön und überwunden erscheinende Idiom der Heimat festhalten. Vielleicht, dass die segensreiche Unfähigkeit der Gattin, sich je das Englische anzueignen, dem armen, verachteten Heimatslaute noch eine geduldete Stelle im Hause erhält; aber die heranwachsende Generation treibt ihn unbarmherzig aus.

Die Kinder der erstmaligen Einwandrer, die nun die Früchte der harten Arbeit ihrer Eltern geniessen, die in englische Schulen gehen, und gutes geläufiges Englisch sprechen, wollen sich nicht an die bescheidene Abstammung erinnern lassen. Sie sind stolz darauf, kein Deutsch zu verstehen; natürlich nur bis ihre eigenen Kinder für gutes Geld und mit schwerer Mühe die verlorne Sprache höchst mangelhaft wieder erlernen.

Was aber ist, oder vielmehr war die Stellung der ursprünglich Gebildeten, die das Schicksal hierher verschlug, mit Bezug auf diesen köstlichen und einzigen Besitz ihrer Sprache? Viele von ihnen konnten das Englische schon, ehe sie kamen, andere erlernten es bald, denn der Deutsche macht sich ja mit Leichtigkeit fremde Sprachen zu eigen. Doch gerade diese Leichtigkeit des Lernens, diese Freude am Erlernten hat ihre besondere Gefahr. Vor hundert und mehr Jahren war Deutschland, trotz aller Schmach, mit welcher der französische Eroberer es überhäuft hatte, einfach franzosentoll; alles, was französisch war, wurde bewundert, selbst in kleinbürgerlichen Familien wurde französisch geradebrecht, oder wenigstens die ehrliche Sprache mit allerlei schlecht ausgesprochenen Phrasen und Floskeln verbrämt. Kommt der Deutsche nun ins Ausland, so ist es das erste, dass er sich seiner Muttersprache schämt, und die fremde nicht als Notbehelf, sondern als Schmuck und kostbaren Besitz behandelt. Nimmt man nun einen Deutschen, dessen hiesige Verhältnisse in umgekehrter Beziehung zu den heimischen stehen — entweder ist er an Luxus und Verfeinerung gewöhnt und muss sich hier in allen Stücken minderwertigem anpassen, oder er ist aus ärmlichen Umständen zu Wohlhabenheit gelangt — in keinem Falle wird ihm die beständige Erinnerung an die alte Heimat ein erwünschtes Geleit sein, ja, er wird sie eher fliehen als suchen. Dennoch aber sollte er nie vergessen, dass es töricht und untreu ist, manchem, das er wohl im Leben verloren hat, auch noch das köstliche Juwel der Sprache nachzuschleudern mit allem, was sie bedeutet; mit ihrer wunderbaren Tiefe, ihrer klaren Logik, den Schätzen ihrer unvergleichlichen Literatur, der Fülle ihrer Weisheit. Es ist wahr, sie bestän-

dig und rein in fremder Umgebung zu sprechen, erfordert eine gewisse Anstrengung, aber ist diese geringe Mühe nicht des Lohnes wert?

Bedenkt man nun, dass in jetziger Zeit ein beständiger Zufluss von Deutschen unter ganz normalen Verhältnissen stattfindet, solche, die das in der Heimat niedergelegte Leben ohne alle Schwierigkeiten und Krisen wieder aufnehmen, die nicht den bittern Kampf ums Dasein der vergangenen Generation zu kämpfen haben, und dass auch sie sich angelegen sein lassen, sobald als möglich ihre Muttersprache zu vergessen oder mit schlecht gelernten englischen Brocken zu verunzieren, so ist man geneigt das Mass parlamentarischen Ausdrucks zu überschreiten.

Natürlich darf selbst wohlgemeinter Eifer nicht zu weit gehen.—Es gibt überall, wo deutsches Leben sich entfaltet, noch viele Getreue, die Haus, Herz und Sprache deutsch erhalten; es gibt namentlich im Westen ganze Distrikte, die noch so treu deutsch sind, wie daheim in Thüringen oder Sachsen; die ihre deutschen Zeitungen lesen, ihre Kinder in deutsche Schulen schicken, die Sonntags in deutsche Kirchen gehen, und darum doch keine schlechteren Bürger sind. Auch die Dichtkunst hat unter den Deutschamerikanern manche schöne Blüte getrieben, und das deutsche Lied hat in hundert und aber hundert Sängerbünden seine unbestrittene Weltherrschaft erobert.

Aber doch müssen wir uns alle von Zeit zu Zeit daran erinnern, uns ist hier ein Pfund anvertraut, mit dem wir wuchern müssen, das wir nicht vergraben dürfen. — Wessen Schuld ist es, wenn die deutsche Bühne in Amerika ein mühseliges Leben fristet, und alten vergessenen Schund, längst relegierte Possen, aus der Polterkammer aufgestöberte Rührstücke, oder zweideutigen Operettenkram ihren teilnahmlosen Zuschauern vorführt? Es ist der Fehler eben derselben, die seufzend sagen, man kann nicht in die deutschen Theater gehen, sie bringen solch erbärmliches Zeug! Die Fehler derselben Deutschen, die ihren Kindern eine undeutsche Erziehung geben, so dass die Schätze der deutschen Literatur ihnen bestenfalls durch zwei oder drei annotierte Schulausgaben bekannt werden, durch die sie sich jammervoll hindurch arbeiten, denen die ganze Fülle deutschen geistigen Lebens leerer Schall ist! Warum stehen verhältnismässig wenige deutsche Zeitungen auf der Höhe der englischen?

Die Antwort auf diese Frage möchte ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied sein!

So viel aber steht fest, die Nachfrage bedingt die Produktion, und wo wirkliches Verlangen ist nach reinlicher, geistig bedeutender Tagesliteratur, da wird sich bald genug die Presse in Bewegung setzen, sie ans Licht zu befördern. Georg Herwegh hat neben vielem, was er besser ungesagt gelassen hätte, auch einmal dem deutschen Volk voller Hohn zugerufen: „Ihr habt ja Schiller und Goethe!"

Ja, gelobt sei Gott! wir haben Schiller und Goethe, und Herder und Lessing, und Rückert und Uhland, und viele, viele andere! Wir sind noch das Volk der Denker und Dichter, das Volk der Arbeit und der Ideale. Nur müssen wir uns hüten, unser Erstgeburtsrecht allzuleichten Kaufes loszuschlagen. Das Land, das uns gastfreundlich aufgenommen, verdient unsere Dankbarkeit, unsere Achtung, unsere Pflichterfüllung; das Volk, dem wir entstammen, dass wir seinen Namen gross machen in der Fremde in Wort und Werk; dass wir den deutschen Namen, der uns ehrt, vor Fremden zu Ehren bringen.

Wofür vor einem Jahrhundert ein Schill, ein Lützow, ein Friesen und Körner bluteten, wofür Arndt und Stein, Steffens und Fichte fochten und rangen, unsere Nationalität, unsere Sprache, unser ureigenstes Leben, sollen wir *das* achtlos wegwerfen, weil wir in einem freieren Lande leben, wo das Individuelle mehr Raum hat für Art und Unart? So lasst uns unsere Eigenart entfalten in ihrem Besten und Höchsten! Es ist dies die friedliche Eroberung, die unter dem Schweiss ehrlicher Arbeit, nicht dem Blut heisser Schlachten erwächst, die ernährt, nicht zerstört, die verbindet, nicht trennt.

Die Hände übers Meer gereicht vom neuen zum alten, vom alten zum neuen Vaterlande, das beste von beiden — was können wir besseres wünschen zum Neuen Jahre!

Wie sich die Sprache ändert.

Von **Professor Dr. Franz Nikolaus Finck.**

Dass sich Sprachen im Sprechen im Lauf der Zeiten verändern, bedarf keiner langen Auseinandersetzung. Man braucht nicht erst in die Zunft der Gelehrten aufgenommen zu werden, um zu erfahren, dass wir nicht mehr so reden, wie die alten Deutschen sprachen. Und wenn man die Aufmerksamkeit überhaupt einmal auf die Tatsache des Sprachwandels gelenkt hat, dann wird es einem auch wohl kaum entgehen, dass schon weit geringere Zeiträume genügen, um den Eintritt einer Veränderung erkennbar zu machen. Dann wird man sich gewiss noch erinnern, wie selbst der Zeit nach ziemlich nahe stehende, nur einige Jahrzehnte ältere Angehörige und Bekannte hier und da ein jetzt aus der Mode gekommenes Wort gebrauchten, wie sie ihrer Rede dann und wann eine etwas auffällige, nunmehr selten gewordene Fügung verliehen. Wer kennt und versteht nicht Ausdrücke wie „sintemal", „nunmehro", „schier", „mit nichten", ohne sie jedoch je in ungezwungener Unterhaltung zu gebrau-